

Letztere zählten zu den erfolgreichsten Texten des Spätmittelalters (S. 28). In der Spätphase (1450er bis 1470er Jahre) habe sich das Angebot der Werkstatt aber sukzessive diversifiziert. In dieser Phase ist auch die Solothurner Historienbibel entstanden, die Saurma-Jeltsch dem ›Maler B‹ zuschreibt, der bereits um 1427/28 an der Kölner Historienbibel mitgewirkt habe. Der ›Maler B‹ sei »einer der wenigen Illustratoren, der über alle Phasen der Produktion nachzuweisen« sei (S. 26–28). Zu ihrem Auftrag dürfte die Werkstatt über Hans Schilling, dem Bruder des berühmten Berner Chronisten, gelangt sein (S. 24–25). Man habe von Schillings Kontakten zu den Stadtkanzleien und den städtischen Oberschichten profitiert, so auch im Fall der Solothurner Historienbibel. Diese Klientel schien überdies »andere Erwartungen an die Handschriften zu stellen als die bisherigen Kunden des Lauber-Kreises« (S. 25). Das gilt besonders für das Solothurner Exemplar, das im Vergleich zu anderen Historienbibeln der Zeit in Text und Bild markante Abweichungen aufweist (Saurma-Jeltsch fasst sich allerdings nur mit den Bildern). Und manche Abweichungen scheinen auf den Auftraggeber zu verweisen, der sich mit seinen Vorlieben für die Geschichte Judiths, Daniels und der Makkabäer sowie für den Alexanderstoff hervortut (S. 31 u. 36). Noch deutlicher werde diese individuelle Ausgestaltung bei der ›Neuen Ehe‹, das heißt bei der Inbildsetzung des Neuen Testaments (S. 34–38). Auf den restlichen 400 Seiten geht Saurma-Jeltsch Bild für Bild durch die Historienbibel hindurch und arbeitet Ähnlichkeiten und Abweichungen zu anderen Historienbibeln heraus, wertvollste Informationen für den Kunsthistoriker, die dank Bildausstattung aber auch dem Laien einsichtig sind. Das Layout des Buches, das beim Basler Verlagshaus Schwabe erschienen ist, ist bemerkenswert: Es scheint, als träte das Buch in Konkurrenz mit seiner mittelalterlichen Vorlage!

Gabriela Signori

4. Reformation und Frühe Neuzeit

JÖRG BÖLLING: Das Papstzeremoniell der Renaissance. Texte – Musik – Performanz (Tradition – Reform – Innovation. Studien zur Modernität des Mittelalters, Band 12), Frankfurt am Main: Verlag Peter Lang 2006, 330 S., ISBN 3–631–55169–X, Geb. € 56,50.

Wenn Mendelsohn 1831 die Zeremonien der heiligen Woche in Rom als »ein vollkommenes Ganzes« erlebte, so erght es dem Leser der vorliegenden Studie in ähnlicher Weise, denn auch hier bilden die vier Hauptkapitel ein ansprechendes und stimmiges Ganzes. Nach kurzen Bemerkungen über die Geschichte der päpstlichen Kapelle und die Schriftlichkeit der Zeremonialreform um die Wende zum 16. Jahrhundert werden die einschlägigen Texte vorgestellt: 1. das Kurienzeremoniale des Agostino Patrizi Piccolomini († 1492), das mit Ausnahme eines Raubdruckes von 1516 nur handschriftlich überliefert ist, wobei der Autograph als verloren gilt, an dessen Stelle aber zeitnahe, meist glossierte Abschriften treten, u.a. von Patrizis direktem Nachfolger Johannes Burckard († 1506); 2. dessen Werke, also das berühmte Diarium sowie seine Messordnung von 1498, die 1502 im Druck erschien und auch das posttridentinische *Rituale Romanum* prägte; 3. die Werke des überaus produktiven Paris de Grassis († 1528), nämlich das Tagebuch, die von ihm bearbeitete Fassung des Kurienzeremoniales von Patrizi, der Traktat über den Ausritt des Papstes ohne Pontificalien, die verschiedenen Fassungen des *Ordo romanus*, das Zeremoniale für Kardinäle und Bischöfe in ihren Diözesen, eine Reihe von Spezialtraktaten, die hier nicht aufgezählt werden sollen, sowie das *Caerimontiarum opusculum* in zwei Fassungen. Die frühe Neuzeit rezipierte vor allem das Zeremoniale des Patrizi, das Kardinalszeremoniar und das *Caerimontiarum opusculum* des Paris de Grassis sowie die Diarien von Burckard und de Grassis.

Während der Kanonist Guilielmus Durantis († 1296) in seinem *Rationale divinatorum officiorum* die ihm bekannten liturgischen Texte einfach kompilierte und damit einen Überblick über die unterschiedlichsten kirchlichen Traditionen gab, ordnete Patrizi seine Quellen nicht nur additiv aneinander, sondern gab eine Norm oder unterschiedliche Wahlmöglichkeiten vor, weil er eine Vereinheitlichung der zeremoniellen Praxis in ihrem performativen Vollzug, zunächst an der päpstlichen Kurie, anstrebte. Sein Zeremoniale verdankt sein hohes Maß an Zuverlässigkeit und Praktikabilität vor allem seiner Entscheidungssicherheit in zeremoniellen Fragen. Wegen seiner Position als Zeremonienmeister erhielt es im Gegensatz zu Durantis' *Rationale* sozusagen Amtsbefugnis. Anhand der im Anschluss an seine Abfassung regelmäßig geführten Diarien war leicht zu überprüfen, ob es auch wirklich befolgt wurde. Obwohl Paris de Grassis in vielem der beste-

henden Tradition treu blieb, schuf er in der Rezeptionsästhetik der Zeremonien etwas grundlegend Neues, als er die sakrale und säkulare Sphäre zumindest in einigen Punkten voneinander zu trennen begann, denn ihn beschäftigte der Sinnzusammenhang von gesprochenem bzw. gelesenen Wort und zeitgleich vollzogener Geste, wobei er allen Zeremonien »eine unmittelbare kommunikative Funktion gegenüber dem Rezipienten« beimaß (S. 104), weil dieser allein zum Maßstab des Geschehens wurde. Zeremonien sollten seines Erachtens das Wort veranschaulichen. Ein ähnlicher Paradigmawechsel lässt sich gleichzeitig in der Vokalmusik der Renaissance nachweisen, die zunehmend der Textausdeutung diene.

Das vierte, längste Kapitel behandelt das Verhältnis zwischen Zeremoniell und Musik. Rang- und Präzedenzordnungen prägten an der Kurie alle zeremoniellen Akte. Paris de Grassis erhob nun »sein ästhetisch optimiertes Aufstellungskonzept« (S. 117) für die Sixtinische Kapelle zum Modell für alle päpstlichen Prozessionen und Gottesdienste in Rom und anderswo und beeinflusste damit auch die Ordnungen anderer Kirchen. Eine besondere Rolle kam in dieser Hinsicht den päpstlichen Sängern zu, da diese nicht nur an den Prozessionen teilnahmen, sondern sie oft auch musikalisch begleiteten, was den Zeremonienmeister vor nicht geringe Probleme stellte, weil er unterschiedlichen Bedürfnissen und Anforderungen gerecht werden musste. Dies zeigt sich auch in der Frage, wie die *cantores* bei Gottesdiensten in der päpstlichen Kapelle bzw. in anderen Räumen zu allozieren waren, woraus sich wiederum ganz unterschiedliche wechselseitige Bezüge zwischen Raum, Zeremoniell und Musik ergaben. Gottesdienstlicher Gesang ging ja nicht nur von den eigentlichen Sängern (*cantores*) aus, sondern auch vom Papst, vom Zelebranten, von den Kardinälen und anderen in der päpstlichen Kapelle Anwesenden. Alle innerhalb des streng reglementierten zeremoniellen Rahmens gesungenen Worte stellten kommunikative Handlungen dar, die in musikalischer Hinsicht nicht nur strukturierende oder kommentierende, sondern auch performative Funktionen hatten. Es stellte sich also die Frage, wer welche Gesangspartien übernehmen sollte. Auch diesbezüglich war das Wirken des Paris de Grassis prägend, für den alle Zeremonien »der höheren Ehre Gottes, der *maiestas papalis* und der persönlichen Vervollkommnung jedes einzelnen Menschen« diene (S. 195). Wie man sich dies konkret vorzustellen hat, zeigt sich nicht zuletzt im musikalischen Repertoire der *cantores* bei Wahl, Krönung und Adventus des Papstes, bei der Kaiserkrönung, Herzogserhebung oder beim Empfang weltlicher Potentaten, bei Heiligsprechungen, Kardinalsernennungen oder Konsistorien, bei der Eröffnung Heiliger Jahre, bei Konzilien oder Papst- und Kardinalsbeerdigungen und während des Kirchenjahres, was hier aber nicht im Einzelnen angezeigt werden kann. Zwei Indices, die Archivalien und Handschriften sowie Orte, Personen und Sachen erschließen, runden dieses in jeder Hinsicht gelungene Werk ab.

Andreas Meyer

DIARMAID MACCULLOCH: Die Reformation 1490–1700. Aus dem Englischen v. Helke Voß-Becher u.a., München: Deutsche Verlags-Anstalt 2008, 1022 S., ISBN 978-3-421-05950-5, Geb. € 49,95.

Dieses Buch eines Oxforder Historikers aus dem kirchlichen Zusammenhang der Church of England ist ein Ereignis – nicht zuletzt, weil es, erschienen zu Beginn der auf 2017 hinführenden »Luther-Dekade«, die deutsche Reformationsforschung mit einem Gesamtbild der Frühen Neuzeit konfrontiert, das die internationalen Dimensionen des Transformationsprozesses in den Blick nimmt und zugleich kulturhistorisch öffnet.

Reformation wird hier nicht als ein linearer Prozess verstanden, der von Wittenberg oder allenfalls noch, als einer zweiten Hochburg, von der Schweiz ausging und von hier aus in nachzeitlichen Entwicklungssträngen Europa durchzog, sondern als ein Impuls, der bestimmte Entwicklungen der Zeit um 1500 in unterschiedliche Richtungen weiterentwickelte: als negative Antwort, ja »Revolution« gegen das Bestehende, wie als Brechung in Gestalt der »Gegenreformation«, als Fortentwicklung von Modellen und als ihre Aufhebung. M. zeichnet Prozesse in einem Europa nach, das sich von Sizilien bis zum nördlichen Skandinavien erstreckt, von Spanien bis Siebenbürgen. Man kann getrost sagen: Das hat es noch nicht gegeben, und es sind auch nur wenige Forscher denkbar, denen ein solch souveräner Überblick möglich wäre.